

bewahrt, als 60jähriger zu Fuß den Weg von Kairo nach Jerusalem zurückgelegt, zahlreiche Hochtouren unternommen und seinen schwächtigen Leib hemmungslos beherrscht. Er blieb einzig. Für das Alter galt, was für die Jugend: nicht die sicht- und meßbaren körperlichen Eigenschaften allein bestimmen Eignung und Leistungsfähigkeit, wenngleich sie eine große Rolle spielen. Es ist die Meinung verbreitet, die Strapazen des Feldzugs hätten den Altersvorgang beschleunigt und gefördert. Das Gegenteil ist wahr! Wo Alterserscheinungen beobachtet wurden, betrafen sie ausschließlich Männer, die nach Vorgeschichte und Körperbeschaffenheit in dem gefährlichen Alter von 45 bis 50 Jahren wohl auch sonst gealtert wären.

Für viele, namentlich Reserveoffiziere, war die Kriegszeit, besonders in den ersten Jahren, ein wahrer Jungbrunnen: aus der Eintönigkeit des Daseins, der Enge des Berufs hinaus vor neue abwechslungsreiche Aufgaben gestellt, gewannen sie oft eine Frische und Unternehmungslust wieder, die sie verloren geglaubt hatten. Das haben mir viele versichert.

## Die Westfront

Der Feldsanitätsschef hatte den Plan gefaßt, nach Beendigung des Krieges die ärztlichen Erfahrungen in einem Sammelwerk zusammenstellen zu lassen und mir das Kapitel „Allgemeine Einwirkungen des Feldzuges auf den Gesundheitszustand“ übertragen. Dazu war erforderlich, die Bedingungen, unter denen die Truppen lebten, auf verschiedenen Kriegsschauplätzen kennen zu lernen. Ich erbat und erhielt ein Kommando nach der Westfront, besonders derjenigen Stellung, die an die Truppen die höchsten Anforderungen stellte: Verdun.

Am 2. Juli 1916 meldete ich mich beim Feldsanitätsschef im Großen Hauptquartier Charleville, besuchte nacheinander die Einrichtungen des XV. und XVI. Korps, Lazarette, Genesungsheime und Ruhestationen; daran schloß sich eine Fahrt nach Belgien,

den sanitären Einrichtungen des VI. Korps, Gent, Kortryk, Brüssel, Spa, Namur, Malonne. Am 26. Juli war ich wieder in Berlin.

Das waren nun freilich ganz andere Verhältnisse als im Osten. Gleich der erste Tag belehrte mich. Morgens in Montmedy angekommen, ging ich ins Offiziersheim. Da ertönte Sirenen-geheul. „Das ist Flieger-signal!“ sagte der Verwalter, ein biederer Schwabe: „Was tut man da?“ fragte ich. — „Am beste isch, Sie lege sich glei ins Bett.“ Die damaligen Fliegerbomben platzten auf der Erde und spritzten ihre Sprengstücke schräg nach oben. Wer am Fenster stand, konnte getroffen werden. „Was machen Sie denn?“ — „Ich mach mei Arbeit.“ — „Das werde ich auch tun.“ — „Ha, da habe Se recht.“ In der Tat gewöhnte man sich bald an den Alarm und kümmerte sich wenig darum. Im Osten kannten wir das nicht; Herbst 1914 hatten russische Flieger einige Bomben nach Johannisburg geworfen, viel Krach, aber wenig Schaden angerichtet; später begnügten sie sich mit Beobachtung.

Die ganze Lage war ja vom Osten durchaus verschieden. Dort langgestreckte dünnbesetzte Fronten mit mehr oder weniger behelfsmäßigen Unterständen, wenige Städte, seltene Großbauten; hier die Armeen dicht beisammen, nach der Tiefe gestaffelt, zum Teil seit 1914 in gleicher Stellung. Das Hinterland reich an Schlössern, Schulen, Kasernen, Fabriken, auch dauerhaften Neubauten, daher selbst die Feldlazarette beinahe frankenhausmäßig eingerichtet und ausgestattet; treffliche Genesungsheime und Sonderstationen.

Zunächst interessierte mich die Zusammenstellung des Krankenbestandes. Cholera, Fleck- und Rückfallfieber fehlten hier völlig, auch Pocken waren nicht vorgekommen. Dagegen hatte auch hier trotz aller Sorgfalt und Impfung der Typhus nicht ganz ausgerottet werden können; die gleichen Sorgen um Genesende und Bazillenträger bewegten auch die Ärzte des Westens. Es waren aber gewaltige Einrichtungen getroffen, von denen noch die Rede sein wird.

Darmkrankheiten waren überaus häufig und aus den Umständen leicht erklärlich. Die meisten machten sie bei der Truppe

durch. Schwere Ruhrfälle kamen in die Lazarette, und die hier besonders eingehende bakteriologische Untersuchung ergab wie im Osten, daß zwischen der Schwere der Fälle und der Art der Erreger keine nachweisbare Beziehung bestand. Nephritis kam auch hier vor, seit Juli 1915, noch nicht im Winter und Frühjahr, obwohl die Truppen zum Teil sehr feucht gelegen hatten und viel an Blasenstörungen litten, ein Beweis, daß die Nephritis ziemlich unabhängig von äußeren Einflüssen entstand. Wolhynisches Fieber kam jetzt hier auch vor, soviel ich sehen konnte, seltener als im Osten. Untersuchungen über den Erreger sind auf deutscher Seite im Westen nicht vorgenommen worden. Hier begegnete mir eine Krankheit, die Weil 1886 beschrieben hatte, die nach seinem Namen benannt wird und die mit Gelbsucht, Milzanschwellung und Nierenentzündung einhergeht. Es gelang Hübener und Reiter, sie auf Meerschweinchen zu übertragen und damit dem Studium besser zugänglich zu machen; Uhlenhuth und Fromme erkannten als Erreger eine Spirochäte. Sie kommt auch in Ratten vor und scheint irgendwie durch Wasser übertragen zu werden. Zahlenmäßig spielte sie keine Rolle; sie ist auch im Osten gelegentlich erschienen, mir aber nie vorgekommen. Im übrigen enthielten die Lazarette daselbe Gemisch alltäglicher und Erkältungskrankheiten wie im Osten.

Sehr groß aber war die Zahl der nervösen Störungen, und darunter fand sich eine, die eine besondere Stellung einnimmt, die Fahnenflucht. Sie fand sich ausschließlich bei den Truppen, die vor Verdun kämpften, namentlich im XV. und XVI. Korps. Dies hing mit den Umständen und der Kampfweise aufs engste zusammen.

Die Maassfestung Verdun wird von drei Seiten eingeschlossen von Bergen, die durch tief eingerissene Schluchten in einzelne Kluppen zerlegt sind, nicht unähnlich der Sächsischen Schweiz, doch ohne die Felsklippen; die Höhen waren dicht bewaldet, jede einzelne eine natürliche Festung, nun durch Werke und Unterstände noch besonders beschützt. Seit Februar hatten die Franzosen Zeit gefunden, ihre Stellungen noch fester auszubauen und durch

Gräben zu verbinden. Die deutschen Truppen genossen solche Vorteile nicht. Alle Hänge waren mit Artillerie gespickt, von Gräben durchzogen, von Stollen gehöhlt, mit Granattrichtern überdeckt. Tag und Nacht hörte das Feuer von beiden Seiten nicht auf, alle Kaliber waren vertreten, bis zur dicken Berta, die aber, zu viert im Walde bei Ornes stehend, ausgeleiert war und mächtig streute. Die Gewässer waren durch die Einschläge aus ihrem Lauf geraten und verwandelten die Täler in Sümpfe, in denen die Proviant- und Munitionstransporte nur mühsam und unter großen Verlusten vorwärtskamen.

In diesem Gelände spielte sich der fortwährende Kampf um die Höhen ab; nur bei Nacht, von Trichter zu Trichter springend, erreichten die Truppen ihren Standort und lagen dort vier, sechs, acht Tage und mehr, in Granattrichtern, ohne warmes Essen, den Durst mit dem Sammelwasser der Trichter löschend. Von Schlaf konnte nicht viel die Rede sein. Dennoch kam es vor, daß Truppen baten, nicht abgelöst zu werden, weil sie beim An- und Abmarsch mehr Verluste hatten als in Stellung.

Ich schloß mich dem Unterarzt Seiler an, der zu seiner Minenwerferabteilung auf dem Hardoumont, der Nachbarhöhe des Douaumont, aufstieg. Dort stand die Abteilung eingegraben; für die Nacht war ein Sturm befohlen; zufälligerweise wurde diese Höhe verhältnismäßig wenig beschossen. Die Minenwerferleute hatten sie mit einer steinernen Brustwehr gekrönt und mit Sandsäcken einigermaßen geschützt. Jenseits senkte sich das Gelände, mit Wald bestanden, von dem die laublosen Äste und Stümpfe allein übriggeblieben waren. Ein Schluchtweg führte nach dem Tal, das mit tiefen Gräben durchzogen war. Gegenüber erhob sich die feindliche Höhe, mit vielen Grabenreihen; rechts Douaumont, Fleury, Tavannes, links Fort Vaux.

In der Nacht marschierten die Truppen durch, zwei Regimente, lautlos, in endlosem Zug. Ein Schippenstiel lag über dem Weg, ein Telegraphendraht hing so tief, daß jedes Gewehr hängen blieb. Keiner entfernte die Hindernisse. Das war ganz bezeichnend; jeder tat nur, was von ihm gerade verlangt wurde.

Gegen Morgen wurden die französischen Stellungen unter Feuer genommen. Für einige Stunden waren sie ein einziges Feuermeer. Die Einschüsse der großen und kleinen Geschosse, die breiten blauen Flammen der Minen- und Flammenwerfer, die bunten Raketenzeichen brachen nicht ab. Man hätte denken müssen, keine Seele könne in diesem Nebel der Pulver- und Minengase am Leben bleiben; der Sturm wurde angefetzt und abgewiesen! Ein paar hundert Gefangene waren das ganze Ergebnis. Der Gegner hatte Verstärkungen vorgeworfen; mit dem Fernglas sah man sie einzeln herankommen, mühsam über die Trichter stolpernd, hier und da von einer Explosion umgeworfen, wohl auch einmal liegen bleibend. Unseren Truppen war dies ein gewohntes Bild; auch die Gefangenen, die ich sprach, nahmen ihr Schicksal gleichmütig. „Heute mir, morgen dir.“

Über die Kämpfe bei Verdun und die Leiden der Truppen haben wir viele anschauliche Schilderungen von Teilnehmern. Ich habe ihrer viele gelesen, und doch, so eindringlich sie sind, haben sie mir nicht denselben überwältigenden Eindruck gemacht wie das Anschauen dieser entsetzlichen Feuerwirkung. Dabei stand ich entfernt und verhältnismäßig sicher! Aber selbst das noch wirkte mit der Gewalt eines furchtbaren Naturereignisses.

Der Kampf des kleinen und schwachen Menschen gegen übermächtige, ja fast übermenschliche Gewalten ist das Höchste und Äußerste, was seinem Mut und seiner Tatkraft zugetraut werden kann; daß Tausende und Abertausende monatelang ihn durchgeführt, ohne völlig zermürbt zu werden, wird immer als eine fast unmögliche Leistung angestaunt werden müssen. Weder der Osten noch andere breite Frontstücke im Westen hatten Ähnliches durchzumachen, und so ist verständlich, daß gerade hier seelische Einflüsse mächtig wurden, die anderswo in gleicher Stärke nicht wiederkehrten.

In den Militärgefängnissen lagen einige hundert Soldaten eingeliefert, die fluchtartig ihre Stellung verlassen hatten. Sie hatten sich dann selbst gestellt oder waren aufgegriffen worden und sahen nun ihrer Aburteilung entgegen. Einige erklärten,

man könne mit ihnen machen, was man wolle, in die Hölle kehrten sie nicht mehr zurück. Das waren wenige. Die meisten, nachdem sie einmal ausgeschlafen, sahen ein, was sie begangen, und konnten es sich kaum mehr erklären. Darunter waren viele, die bisher sich vortrefflich gehalten, befördert oder ausgezeichnet waren. Das Leben vor Verdun, die ungeheuren körperlichen Anstrengungen, die Nächte ohne Schlaf, der Mangel an ausreichender Nahrung, dies alles konnte auch den Stärksten in einen Zustand der Erschöpfung versetzen, in dem eine Kleinigkeit genügte, ihn „umzuwerfen“. Eine kleine körperliche Indisposition, ein Katarrh, oft aber auch eine seelische Depression, ein verfallener Heimaturlaub, eine unterbliebene Beförderung oder Auszeichnung.

Der Kommandierende des XV. Korps, General v. Deimling, war sich darüber vollkommen klar und sprach sich sehr offen aus; ihm als altem Afrikaner lag das Wohl der Truppen besonders am Herzen. Er hatte wohl versucht, den Truppen bessere Verpflegung in ihre Stellungen zu senden, aber die Hindernisse waren stärker als der Wille; von 1000 Flaschen Selters, die nach Douaumont sollten, kamen einige dreißig heil an. In Hinsicht der Auszeichnungen war er durch Armeebefehl gebunden, wonach die Verwundeten zuerst bedacht werden sollten; so konnte vorkommen, daß ein vielleicht mäßiger Soldat, der verwundet war, vor dem tapferen Stürmer und Draufgänger das E. K. bekommen mußte.

Das gerichtliche Verfahren war durchaus wohlwollend und vernünftig; die Fahnenflüchtigen wurden zuerst ärztlich begutachtet, bevor das Urteil gesprochen wurde; der Kriegsgerichtsrat hatte volle Einsicht; das Urteil lautete auf bedingte Verurteilung mit Strafaufschub, und man hat mir versichert, daß diese Leute sich später wieder prachtvoll gehalten haben.

Sehr stark war der Abgang unter den Offizieren. Auf ihnen lastete die Verantwortung am stärksten, und sie hatten unter dem mangelhaften Nachschub zu leiden. Es war Ausnahme, daß ein Genesener zu seiner Truppe zurückkam; die neuen Leute, mit Kampfesweise und Gelände noch nicht vertraut, erschwerten den Dienst aufs äußerste. Doch sind Fälle von Fahnenflucht bei

Offizieren nicht vorgekommen; die Schwächung der Widerstandskraft äußerte sich bei ihnen in anderer Form.

Diese Form der Erschöpfungszustände blieb eine Eigentümlichkeit der Kämpfe um Verdun. Weder nördlich, noch südlich davon bei den Korps, die ich damals besuchte, fand sich Ähnliches; auch nicht in Flandern. Die Verdunkämpfe stellten wohl, das gibt auch Ludendorff in seinen Erinnerungen zu, das Äußerste dar, was einer Truppe jemals zugemutet wurde.

Zahlenmäßig traten die Fahnenflüchtigen nicht stark in Erscheinung; ein paar hundert Mann bedeuteten für die Riesearmeen nicht eben viel. Sie sind aber bemerkenswert im Hinblick auf die sonstigen Formen nervöser Erschöpfung, von denen noch die Rede sein soll.

Die meisten Truppen hielten die Anstrengungen geradezu überraschend aus. Ich hatte Gelegenheit, mehrere Regimenter zu sehen, die aus vorderster Stellung zur Ruhe zurückkehrten. Einige, z. B. Inf. Reg. 147, das vierzehn Tage in Front, zuletzt vier Tage vor Nancy gelegen hatte, ließ kaum Zeichen von Erschöpfung erkennen; das waren kräftige jüngere Leute. Andere Truppen wurden auf Autos angefahren, halb verblödet, nach nichts als Ruhe bedürftig; am nächsten Tage waren sie aber bereits munter, pfeisend und singend reinigten sie ihr Zeug und freuten sich auf das Glas Bier, das ihnen zum Frühschoppen mit Musikbegleitung auf dem Markt dargeboten werden sollte. Für die Erholung der Truppen war das Möglichste geleistet; in Waville, in Moirey waren an der vom Feind abgewandten Seite Waldlager errichtet zur Erholung angestrenzter Truppen, wahre Sanatorien; bisher bedeutete der Aufenthalt die Befreiung aus der Gefahrenzone, aber bereits machten sich feindliche Flieger bemerkbar, die mit Maschinengewehren die Ruhelager bestrichen.

Hier möchte ich einer eigenartigen Soldatenfigur gedenken. Auf der Höhe des Hardoumont begrüßte mich aus der Höhle des Stollens heraus eine bekannte Stimme: „Da ist ja mein Professor, kommen Sie doch mal rein!“ Das war der alte Hans von Schierstädt. Er war ein trefflicher Reiter, aber auch ein

toller Spieler und Draufgänger gewesen, war in Hannover an der Reitschule in den Spielerprozeß des „ollen ehrlichen Seemann“ verwickelt und kassiert worden. Bei Kriegsbeginn wurde er reaktiviert, und ich traf ihn als Leiter der Fliegerschule in Rastenburg; wir hatten fröhliche Stunden zusammen verlebt. Das ging aber nicht lange; er hatte seine Gewohnheiten nicht abgelegt und verlangte, jeder Flieger müsse sich vor dem Aufstieg mit einigen ostpreußischen Grogs stärken. Da gabs zu viel Bruchschaden, Hans wurde abgelöst. Nun führte der alte Herr als Oberleutnant eine Kompanie Grenadiere. In seiner Höhle stand als Hauptinventar eine mächtige wohlverwahrte Kognakflasche, das „Lagerfeuer“ und ein dickes Buch, das „Lagerbuch“, in das sich jeder eintragen mußte, der die Gastlichkeit des Lagerfeuers genossen hatte. Furcht kannte der alte Knabe nicht, trieb sie auch seinen Leuten aus. Muckte einer, so nahm er ihn an seine Seite und versicherte: „Siehst du, mein Junge, links und rechts habe ich eine Handgranate, die kriegst du in die Fresse, wenn du kneiffst.“ Kamen sie dann unverletzt zurück, tröstete er: „So, mein Junge, jetzt bist du kugelfest wie ich, jetzt kann dir nichts mehr passieren.“

Solche Dinge vertragen die Diskussion im Frieden nicht, sind aber unbezahlbar im Kampf, wo es doch immer darauf ankommt, weniger Angst zu haben als der Gegner. Kerle wie Hans gehören in Krieg und Kolonien, im bürgerlichen Leben sind sie nicht unterzubringen, so viele prachtvolle Eigenschaften auch in ihnen stecken. Zulezt traf ich Hans im Genesungsheim in Zablon, wo er mit seiner glänzenden Unterhaltung abends Mittelpunkt des Kreises war.

Von Verdun führte mich der Weg nordwärts nach Belgien. Hier war ein sehr interessantes und unerwartetes Bild. Unmittelbar hinter der Kampfzone lag das Land wie in tiefstem Frieden, sorgsam angebaut bis auf den letzten Fleck, reichlich versorgt, selbst mit Luxuswaren, Wein und Zigarren. Reichlich wurden die Kunstprodukte gekauft, besonders Spitzen, und es war eine besondere Verkaufsstelle errichtet, die den Herstellern den Absatz, den Käufern gerechten Preis sicherte.



Die Stadt Loewen besuchte ich an einem schönen warmen Sonntag. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, spazierend und Bier trinkend. Zerstört war nur ein kleiner Bezirk in der Nähe des Bahnhofes, da war aber bereits sauber aufgeräumt. Die Stadt selbst war unverlezt, die mächtige Kirche hatte einen Schaden am Dach, doch die Kunstwerke, Uhr, Orgel waren unversehrt. Weitab von jedem Kampf war die berühmte Bibliothek in Brand geraten; wodurch, ist meines Wissens auch heute noch ungeklärt; der Verlust des prunkvollen Baues ist freilich höchlich zu bedauern.

Traurig sah freilich die Kampfzone aus. Hier verrieten nur Erdhaufen und Steintrümmer die früheren Gehöfte, Dörfer und Städte; hie und da hatte ein besonders festes Mauerwerk, etwa von einem Kirchturm, einen mannhohen Rest gelassen, der selbst zweijähriger Beschießung trotzte, und zur Not noch etwas Deckung gab. Die Felder sahen aus wie gepflügt, nicht einmal das Unkraut hatte darauf wuchern können. Die Truppen hatten anfangs unter dem hohen Grundwasserstand schwer zu leiden und standen bis über die Knie im Morast. Allmählich waren die Gräben ausgebaut, die Wände abgestützt, der Boden kanalisiert, so daß man trockenen Fußes überall hin gelangen konnte. Größere Kampfhandlungen waren damals nicht im Gange, aber die Artilleriebeschießung hörte niemals auf, und Verwundungen kamen täglich vor. Knapp hinter der Grabenlinie waren feuer sichere betonierte Verbandsstellen und Operationslazarette angelegt, letztere namentlich für die Bauchschüsse, nachdem die Erfahrung gelehrt, wie schwer sie den Transport ertragen und wie viele Verwundete durch schnelle Operation gerettet werden konnten.

Ganz ausgezeichnet waren die Kriegslazarette eingerichtet. Die weiträumigen Bauten, die reichen Hilfsmittel des Landes kamen ihnen zugute. Der dortige Betrieb konnte es mit jeder Krankenanstalt in der Heimat aufnehmen. Ausgezeichnet waren auch die Leichtkrankenabteilungen und Genesungsheime. Belgien ist reich an frommen Erziehungsanstalten und an Klöstern, die ruhe- und trostbedürftige Personen lieblich und seelisch in Pension nehmen, oft

schloßartige Bauten inmitten parkartiger Gärten. Nun lagen sie verödet und konnten trefflich zu Erholungsstätten dienen.

Am Krankenbestand der Lazarette fiel die Seltenheit der Darmkrankheiten und der Ruhr auf; auch rheumatische Krankheiten waren wenig vertreten. Typhus war ganz vereinzelt, ebenso Wollhynisches Fieber. Nephritis war selten. Das XXVI. Reservekorps, das seit September 1914 in gleicher Stellung lag und anfangs sehr unter Mäße litt, hatte die ersten Fälle erst im Herbst 1915, das ganze Korps nur etwa 50 Erkrankungen: ein weiterer Beweis, wie unabhängig diese Krankheit von äußeren Verhältnissen auftritt.

Von den Lazaretten haben mich zwei besonders interessiert. Das eine war das Typhusgenesungsheim in Spa. Dort kamen die Refonvaleszenten eines großen Teils der Westarmee zusammen und blieben, bis sie ihre Kräfte wieder gewonnen und ihre Bazillen verloren hatten. Die vielen Hunderte der Dauerausscheider blieben dort und wurden mit landwirtschaftliche Arbeiten beschäftigt. Ihr Schicksal nach Kriegsende besprach ich bereits oben. An den Genesenden hat Prof. Paul Krause, damals in Bonn, heute in Münster, die merkwürdigen und langwierigen Nachkrankheiten studiert und eingehend beschrieben.

Sehr wichtig war die Station für Nervenranke in Malonne. Hier kamen vor allem die nervös Erschöpften zusammen. Solche gab es an beiden Fronten, aber entsprechend dem unvergleichlich viel heftigeren Artillerie- und Minenkampf im Westen sehr viel mehr als im Osten. Die Erscheinungen knüpften sich teils an bestimmte Organe: Herz, Blase, Magen; viel häufiger aber spielten sie sich in ausgesprochen nervösen Störungen ab: Stummheit, Schwerhörigkeit, Lähmungen, vor allem Zittern.

Einige unserer besten Neurologen glaubten aus den Erscheinungen entnehmen zu müssen, daß doch irgendwo, wenn auch anatomisch nicht nachweisbar, der Bau des Nervensystems müsse Schaden gelitten haben. Erfahrene Truppenärzte haben das freilich nie geglaubt; sie behielten die Verschütteten oder durch Explosion Erschreckten einige Tage im Revier, und mehrere haben mir versichert, sie seien nie genötigt gewesen, sie ins Lazarett abzuliefern. Im

Lazarett dauerte das schon länger, und je näher der Heimat, umso hartnäckiger wurden die Störungen. Vor allem mußte auffallen, daß diese nervösen Störungen völlig ausblieben bei Gefangenen, obwohl diese genau ebenso unter Feuerwirkung und Verschüttung gelitten hatten. Hier zeigte sich der Mißstand, daß die Erfahrungen, die an verschiedenen Stellen der Front, der Etappe, der Heimat und den Gefangenenlagern gemacht waren, nur spät und unvollkommen ausgetauscht wurden.

In Malonne war dies früh erkannt und die Einrichtung danach getroffen worden. Psychische Krankheit kann nur psychisch behandelt werden; dazu gehört die Mitarbeit und das Verständnis des gesamten Personals, ja der Kranken selbst. Da war die Parole ausgegeben: Hier wird nicht gezittert, und in der Tat, Beispiel und Zuspruch der Kameraden halfen. Nach 24 Stunden zitterte keiner mehr. Eine Schwester war für ihren kräftigen Zuspruch besonders berühmt. Einst war sie mit einem Kranken beschäftigt, der an schweren, echten epileptischen Krämpfen litt. Der Bett-nachbar geriet in Erregung und fing auch an, Zuckungen zu bekommen. „Dummer Kerl,“ herrschte ihn die Schwester an, „was fällt dir denn ein! Du siehst doch, daß ich nicht zwei aufs Mal besorgen kann.“ Das sah der Zitterer ein und beruhigte sich.

Unsere Neurologen und Psychiater unterscheiden sehr scharf zwischen der „Schreckneurose“, die sehr heftig sein kann, aber rasch abklingt, und den Bedingungen, die sie zur dauernden Erkrankung werden lassen. Viele nehmen noch heute an, daß dazu eine gewisse neuropathische Anlage gehört. Dies mag für viele Fälle passen; für allgemeingültig möchte ich es nicht halten. Es gibt offenbar Einflüsse von solcher Gewalt, daß ihnen auch der Stärkste nicht widerstehen kann. Ein besonders kräftiger und forscher Unteroffizier sagte mir: „Ich bin an einem Tage dreimal ungeblassen worden, das dritte Mal war mir zuviel.“

Wie stark die äußeren Umstände auf das Beharren der Krankheit wirken, lehrte uns vor allem die Nachkriegszeit. Da verschwanden die Erscheinungen ganz von selbst bis auf wenige, die damit die öffentliche Mildtätigkeit anriefen, aus ihrer Neurose ein

Geschäft machten. Nachgewiesenermaßen sind viele der Bitterer, die auf der Leipziger Straße den Passanten ihre Mütze entgegenhielten, überhaupt gar nicht im Felde gewesen.

Das Generalgouvernement in Brüssel hatte sich zur Aufgabe gemacht, den Belgiern die Vorzüge deutscher Verwaltung und Fürsorge vor Augen zu führen. So war eben eine Ausstellung für soziale Fürsorge eröffnet worden, ein großes Unternehmen, in dem alle Zweige des Gebiets vertreten, durch Bilder, Kurven, Modelle sehr anschaulich gemacht waren. Das war die imposante Leistung eines Landes, dessen Kräfte durch einen nun bereits zweijährigen Krieg aufs äußerste angespannt waren. Es wurden Führungen veranstaltet, der freiwillige Besuch blieb aber hinter allen Erwartungen zurück. Nicht einmal die Arbeiter hatten Sinn für das, was zu ihrem Vorteil geschehen sollte; sie fühlten eben als Belgier und wollten von Deutschland nichts annehmen, nicht einmal das Gute.

Die Verwaltung der Stadt stand unter deutscher Aufsicht; nie ist wohl Brüssel so aufgeräumt und sauber gewesen wie damals; der Gesundheitszustand war ausgezeichnet. Besondere Sorgfalt wurde den Geschlechtskrankheiten gewidmet. In der Front hatte der Soldat keine Gelegenheit zum Verkehr; während der schweren Kampfhandlungen und Anstrengungen trat sogar das Bedürfnis völlig zurück, ja selbst die Samenbildung setzte aus. In der Etappe, auf Urlaub traten die zurückgedrängten Triebe umso heftiger hervor; Gelegenheit zur Befriedigung war überaus reichlich gegeben, berufsmäßige Dirnen und Frauen, die den Mann entbehrten, boten sich in Fülle. Nun war die Hauptaufgabe, die unausbleiblichen Geschlechtskrankheiten rechtzeitig zu erkennen und sachgemäß zu behandeln, ihrer Verbreitung vorzubeugen. Dazu dienten besondere Lazarette mit erfahrenen Fachleuten und allen erforderlichen Einrichtungen. Die Prostituierten wurden überwacht, die Kranken nach einem Sonderlazarett verbracht, wo Unterkunft, Verpflegung und Behandlung geradezu mustergültig waren. So konnte die Zahl der Geschlechtskranken in mäßigen Grenzen gehalten, ihre Heilung mit allen vorhandenen Mitteln beschleunigt werden.

Auch in Belgien war mir Gelegenheit geboten, Regimente durchzumustern, die Freiwillige unter 18 Jahren eingestellt hatten. Die berühmten Reserve-Regimenter 204 bis 214, die mit ihren Freiwilligen und Studenten Langemarck unter Gefang gestürmt und dabei so blutige Verluste erlitten hatten, waren freilich nicht mehr am alten Ort. Was ich aber bei anderen Regimentern sah, bestätigte die im Osten gemachten Erfahrungen.

Nun war meine Aufgabe an der Westfront erfüllt. Ich verließ sie mit der Empfindung unendlicher Achtung vor allem, was da militärisch geleistet wurde, mit tiefem Eindruck von der Furchtbarkeit der Kämpfe, aber auch mit vollster Befriedigung über die Leistungen des Sanitätswesens, ja nicht ganz ohne Neid auf die Trefflichkeit, die dank den reichen Hilfsmitteln des Landes ihnen verliehen werden konnten. Freilich konnte ich mich auch überzeugen, daß im wesentlichen die Ergebnisse dieselben waren. Ein Krankenhaus, in dem junge kräftige Leute mit akuten Krankheiten behandelt werden, braucht keine üppigen Hilfsmittel. Ob ein Genesender in einem Schloß oder einer Baracke seine Zeit abwartet, ist gleichgültig; die Hauptsache ist der Geist, in dem die Anstalt geleitet wird, die Kunst, den Mann vor verderblicher Langeweile zu schützen und rechtzeitig an Lust und Tätigkeit zu gewöhnen.

Belgien hatte mir wie in Friedenszeiten wieder einen tiefen Eindruck hinterlassen: alte Hochkultur mit modernem Handels- und Unternehmungsgeist sind nur im Rheinland in gleicher Vereinigung zu finden. Ich dachte mir wohl, es könnte ein prachtvoller Zuwachs für Deutschland sein, aber niemals ein Teil des Reiches. Zu groß waren die Unterschiede in Sprache und Sitte, zu stark die geschichtlichen Erinnerungen. Was im fernalemannischen Elsaß nicht gelungen, mußte hier sicher versagen. Ich hoffte, es werde sich eine Vereinbarung finden lassen, die verhinderte, daß das Land der Sammelpunkt für den Aufmarsch gegen Deutschland würde. So dachten damals auch viele einsichtige Militärs; das Annektionsgeschrei der Alldeutschen erschien ihnen wie mir als ein Unglück.

In Berlin nahm ich an einer Sitzung des Wissenschaftlichen Senats der Kaiser-Wilhelm-Akademie teil. Diesmal wurde die Frage der Kriegsneurosen und -psychosen erörtert.

Dabei wurde man einig, daß Psychosen, d. h. eigentliche Geisteskrankheiten, durch die Umstände des Krieges nicht hervorgerufen werden; wo sie auftraten, befielen sie Leute, die nach Anlage und Vorgeschichte auch in Friedenszeiten erkrankt wären, ja, wohl schon krank eingestellt worden waren. Bezüglich der Neurosen drang allmählich doch die oben vertretene Anschauung mehr und mehr durch; über Behandlung und Gegenmaßregeln war eine Einigung schwerer zu erzielen. Einige hatten vorgeschlagen, jedem Fall von Neurose die dauernde Entfernung aus dem Heere zuzusagen. Das hätte wahrscheinlich die Erscheinungen beseitigt, aber die Krankheit förmlich gezüchtet. Das lehrten schon die Friedenserfahrungen an traumatischen Neurosen, die ja auch unerwünschte Folgen einer an sich wohlthätigen Gesetzgebung sind. Sicher war jetzt, daß die schwersten und langwierigsten Symptome der Kriegsneurose durch geeignete Methoden in überraschend kurzer Zeit, zuweilen in einer einzigen Sitzung, beseitigt werden konnten. Die von Kaufmann angegebene Methode — überraschende Anwendung kräftiger elektrischer Ströme —, auch die Psychoanalyse leisteten Hervorragendes, aber schließlich kam es weniger auf die Methode als auf das Geschick des Therapeuten an, und ich war sehr froh, daß in Cholm ein bekannter Psychotherapeut, Dr. v. Hattingberg, eine Abteilung erhielt. Endgültige Anerkennung dieser Anschauungen brachte dann die Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Nervenärzte, die am 22./23. September in München abgehalten wurde.

In Mannheim war eine große Untersuchungsstation für innere Krankheiten eingerichtet worden unter Führung meines Freundes und früheren Schülers Prof. Külbs. Wie in Warschau, so war auch hier, in noch vollendetere Form, allen Wünschen Rechnung getragen, und namentlich über das „Kriegsherz“ konnte Külbs reiche Erfahrungen sammeln.

Bad Neuenahr besuchte ich wegen des sog. Kriegsdiabetes. Diabetes entsteht nach heutigen Anschauungen auf Grund einer

angeborenen, oft ererbten Anlage. Aber es sind Fälle bekannt, in denen die Symptome sich ziemlich rasch an eine äußere Einwirkung seelischer oder körperlicher Art anschließen. Es existierte eine reiche gutachtliche Literatur, und die besten Fachkenner waren bereit, die traumatische Entstehung der Diabetes anzuerkennen oder wenigstens für möglich zu halten. Welche Art von Gewaltwirkung dazu erforderlich sei, war nicht ganz entschieden, im ganzen sprachen die vorliegenden, nicht sehr reichen Erfahrungen mehr für stumpfe Gewalt.

Solche hat nun während der Kriegsjahre in einer Häufigkeit eingewirkt, die im Frieden unvorstellbar war: Explosionen, Minenwirkung, Verschüttungen kamen tagtäglich vor. Sie betrafen nicht nur jüngere Leute, sondern auch Männer des mittleren Alters, in dem Diabetes häufiger auftritt. Dennoch wurde Diabetes selten beobachtet. In Neuenahr waren zur Zeit etwa 40 Diabetiker zur Kur, meist ältere Leute, deren Fettleibigkeit, Beruf oder Anlage sie auch wohl sonst zum Diabetes prädestiniert hätte. Einige wenige waren jünger und litten, wie wir dies bei Jugendlichen gewohnt sind, an schwerer Form. Keiner hatte die Krankheit im Anschluß an besondere Anstrengungen, Verletzungen oder seelische Anforderungen bekommen.

Diese Kriegserfahrungen sind sehr wichtig geworden, nicht nur für die Beurteilung der Entschädigungsansprüche der wenigen Kriegskranken, sondern für die Frage der traumatischen Diabetes überhaupt. Wir können heute die Entstehung des Diabetes durch Gewaltwirkung nicht mehr anerkennen, höchstens die Verschlimmerung, und auch diese nur, wenn sie offenkundig und unmittelbar auf den Unfall folgt.

Noch für eine andere Gruppe der Unfallkrankheiten sind die Kriegserfahrungen maßgebend geworden: für die bösartigen Geschwülste. Bisweilen erscheint Karzinom oder noch häufiger Sarkom im Anschluß an eine Verletzung, und an der Stelle, wo die Gewalt einwirkte. Man war daher geneigt, einen ursächlichen Zusammenhang zuzugeben. Die Kriegserfahrungen haben uns auch da eines anderen belehrt: die Häufung der Gewaltwirkungen hat

in keiner Weise die Zahl der Geschwülste vermehrt. Wo sie scheinbar Geschwulst erzeugen, handelt es sich um rascheres Wachstum einer bereits vorhandenen, wenn auch vielleicht noch nicht sichtbaren Geschwulst. Das ist eine den Chirurgen bekannte Erscheinung. Aber das traumatische Karzinom im alten Sinne gibt es nicht. Die Lehre von den Geschwülsten enthält der Rätsel noch so viele; wir müssen froh sein, wenn wenigstens eine Quelle des Irrtums verstopft ist.

Des weiteren interessierten mich die Rheumatismusbäder Aachen und Wiesbaden. Die großen Lazarette Aachens waren aber von Kranken geräumt und mit Verwundeten belegt.

In Wiesbaden standen die Lazarette unter Leitung des Generaloberarztes Schumann und unter Beratung des ausgezeichneten Gelehrten Prof. Weintrauds. Die sogen. rheumatischen Krankheiten sind noch eines der unklarsten Gebiete in der Medizin. Bei einzelnen Formen leuchtet die Kältewirkung unmittelbar ein — man denke an den Hexenschuß! Das ist eine alte Erfahrung: im Einzelfalle läßt die aber oft im Stich. Zuerst in Deutschland durch Gürich und Päßler, dann aufgenommen in Nordamerika von Billings, Hans Fischer, Rosenow, entstand die Lehre, daß die rheumatischen Krankheiten Begleit- und Folgezustände eines irgendwo im Körper vorhandenen Entzündungs- oder Eiterherdes seien: in Mandeln, Gallenblase, Harnwegen, vor allem den Zähnen. Zweifellos ist dies für eine Zahl von Fällen richtig. Wäre dies richtig, dann wäre die wirksamste Vorbeugung und Behandlung die Entfernung des Eiterherdes. Für Einzelfälle gelingt dies auch: wie groß ihr Prozentsatz, war unbekannt, und ich hoffte, in den gutgeleiteten Lazaretten Wiesbadens die Ärzte dafür interessieren und Aufschluß bekommen zu können. Der intensive Betrieb und der rasche Wechsel der Kranken ließ aber eine eingehende Untersuchung größerer Massen nicht durchführen. Die Amerikaner haben an ihren Kriegsteilnehmern große Untersuchungsreihen durchgeführt, sind aber auch nicht zu endgültigen Ergebnissen gekommen. Die Rheumafrage steht heute noch zur Erörterung. Der akute fieberhafte Gelenkrheumatismus kam im Felde überall vor, doch keines-



wegs so oft, wie nach den vielfachen Erkältungen und Durchnässungen hätte erwartet werden sollen.

Noch mehr überraschte mich die Seltenheit der Herzkomplikationen. Die älteren Ärzte rechneten, daß etwa jeder dritte Kranke eine Entzündung der Herzklappen davonträgt. Im Kriege war es ganz anders; unter den vielen hundert Rheumatikern, die ich in den zahlreichen Lazaretten sah, fand ich noch kaum ein Duzend mit Endokarditis. Ich kann dafür einstehen, denn die Tatsache fiel mir in den ersten Monaten auf, und ich habe mir seitdem darüber immer sorgsam Notizen gemacht.

Anderseits fand ich mehrere Träger ausgesprochener Klappenfehler, die ihren Dienst als Infanteristen oder Pioniere mehrere Jahre ohne Störung verrichtet hatten. Das Schicksal der Klappenfehlerkranken hängt eben außer von der Größe der Zerstörung hauptsächlich vom Zustand des Herzmuskels ab; bleibt dieser intakt, dann kann die Leistungsfähigkeit nicht nur für den bürgerlichen Beruf, sondern selbst für außergewöhnliche Anstrengungen erhalten bleiben.

Chronische Gelenkerkrankungen kamen, wie natürlich, öfter zur Beobachtung. Ich habe aber nicht den Eindruck gewonnen, als ob sie häufiger wären als bei den entsprechenden Altersstufen der Friedensbevölkerung; auch die seitherigen Beobachtungen in der Klinik haben mir nicht den Eindruck hinterlassen, daß die Kriegsumstände der Entwicklung chronischer Gelenkkrankheiten besonderen Vorschub geleistet hätten. Dasselbe gilt für die Muskelschmerzen und die ihnen so nahe verwandte Ischias. Gewiß waren sie in den Revieren, in Front, Etappe und Heimat zu finden, wurden wohl auch hartnäckig und bedurften eingehender Behandlung. Bedenkt man aber die Millionenzahl der Kriegsteilnehmer, die lange Dauer des Feldzugs, die tägliche Exposition an Erkältung, so ist die Gesamtzahl überraschend niedrig und würde noch geringer sein, wenn man die Zahl der Fehl Diagnosen, der Plattfußschmerzen und der Drückeberger abziehen könnte. Hier möchte ich ein Urteil über Erkältungen im allgemeinen wagen. Ein Wagnis, denn weder steht fest, was man zur Erkältung rechnen soll, ob die reine Kälte-

wirkung oder die durch Kälte ausgelösten Infektionen — man denke an den Schnupfen! — noch sind die statistischen Unterlagen im Frieden wie im Kriege hinreichend zuverlässig. Beim Vergleich sehr großer Zahlen mögen sich die Fehler einigermaßen ausgleichen und da ergibt sich, daß die Erkältungskrankheiten sich im Kriege sehr unerwartet verhielten: sie waren im Feldheer seltener als in der Heimarmee und nahmen von Jahr zu Jahr an Häufigkeit ab. Selbst auf ihrer höchsten Höhe überschritten sie nicht die Zahlen, die beim Friedensheer und bei den entsprechenden Altersklassen der Krankenkassen errechnet waren.

Man kann sich das etwa so denken: auf der einen Seite war die Gefahr der Erkältung weit größer als im Frieden. Aber hier haben sich dann zwei Kräfte entgegengearbeitet: der vermehrten Exposition trat eine größere Abhärtung gegenüber. Den Bedingungen der Exposition ist namentlich Schade nachgegangen; lange Zeit dasselbe Regiment als Arzt betreuend, konnte er eine relativ sichere Statistik mit seinen Aufzeichnungen über das Wetter vergleichen. Dabei trat namentlich der Einfluß der Bodenfeuchtigkeit hervor. Nach alter Erfahrung ist trockene Kälte bei weitem nicht so schädlich wie die feuchtkalten Übergangsjahreszeiten; dies zeigte sich nach der Winterschlacht in Masuren, die wohl Erfrierungen und Darmkatarrhe, aber wenige Erkältungskrankheiten im Gefolge hatte.

Von der Abhärtung der Truppen überzeugte der Augenschein. Vom Februar bis in den Spätherbst konnte man die Mannschaften halbnackt am Fluß sich gründlich reinigen sehen; an Bivaks im Freien hatten sie sich bald gewöhnt, und der vielverschriene Trunk kalten Wassers in der Hitze war Regel und schadete nichts. Viele Leute von sitzender Lebensart haben mir freudig erzählt, sie seien ihre Erkältungen ganz losgeworden, und selbst einige Berufsjäger, die im Frieden nie anders als mit hochgeklapptem Kragen gingen, hatten jede Empfindlichkeit verloren, ihre Stimme klang so klar wie je, selbst bei einem, der als „Schipper“ wahrlich kein geschontes Dasein hatte.